

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

In einsamer Heide.

Novelle von Hans Ghan.

„Also, Liebling, nochmal: unterhalt' Dich gut und sieh ein bißchen nach dem Rechten — was nötig ist, tut ja der alte Kulis, aber trotzdem — die Hauptsache: keine Grillen fangen, Liebes! — Die sechs Wochen gehen ja schließlich auch rum — na, und Furcht hast Du doch nicht? — Deine Mutter ist ja im übrigen auch da!“

Damit nahm der Hauptmann der Reserve Richard von Salander seine junge Frau noch ein letztes Mal in den Arm und küßte sie, unbestimmt um das Reipublikum, das meist aus der nahen Kleinstadt, den als schwerreichen Mann bekannten Rittergutsbesitzer respektvoll aus der Ferne beobachtete.

Der Schaffner rief „Einsteigen!“ und klingelte. Eine dicke Dame, der der Blumenhut in den Nacken gerutscht war, kam unter der Last einer riesenhaften grünen Handtasche angehend und winkte dem Zugführer der sogenannten „Heidekrautbahn“, der denn auch freudwillig den Zug noch warten ließ.

Der ziemlich fortpänt, tollig blonde Referendarmann lachte, auf dem Perron des Waggonen stehend, seine brünette Frau schelmisch an und wollte sich noch einmal hinunter beugen. Sie wehrte ihm.

„Nein, Richard, um Gottes willen, der Zug geht ja schon!“

Und in der Tat! Unter dem Reuschen und Pusten der Maschine setzten sich, wie nach einem endgültigen und unwiderstehlichen Entschluß, die sechs Wagen in Bewegung, gewannen allmählich eine flottere Fahrt und gondeelten lustig und fidel, von einer langen Rauchfahne begleitet, in die sonnige und heitere Herbstlandschaft hinein. Lucie von Salander sah ihrem Gatten nach, dem sie erst seit dem Ende des Vorjahres angehörte. Sie sah ihn immer noch aus dem Coupesfenster mit seinem weißen Taschentuch herauswinken, als der Train schon die Felder und Wiesen verlassen hatte und schnell am dunklen Fichtenwald entlang glitt. Doch allmählich erlosch die Phantasie das dem Auge sichtbarste Bild, und sich rasch unmerkend, als fürchte sie die Neugierde und Spottlust der Leute, schritt sie eilig zu ihrem Führer, das draußen vor dem Bahnhofgebäude auf sie wartete.

Der Groom half ihr beim Hinaufsteigen auf den Tilbury und bot ihr die Zügel.

„Wollen Frau Baronin fahren?“ fragte er.

Sie tat das sonst gern, aber jetzt war sie viel zu sehr in Gedanken und mit ihrem Manne beschäftigt, der zum erstenmal in ihrer Ehe auf längere Zeit von ihr fern war. So überließ sie dem kleinen Kutscher die Führung, der trotz seiner Jugend anständig und gewissenhaft war.

Der Falde, gut's Halbbild und ein hervorragender Waggoner, nahm das leichte Gefährt wie im Spiel mit sich und ermüdete auch nicht, als die glatte Kaufleute aufhörte und märkische Kuffeln den weißen Sand des Weges links und rechts einfachten.

Lucie von Salander achtete in der schweigenden Einsamkeit des Weges wenig auf das, was um sie her war. Sie war hier groß geworden in dieser stillen, träumerischen und trotz der Bodenarmut so reizvollen Umgebung. Auf dem großen Gut, das heute ihr Gatte bewirtschaftete, hatte schon ihres Vaters Vater geest. Und ein paar Pensionjahre abgerechnet, hatte sie ihr ganzes Leben hier zugebracht.

Frau Lucie hatte auch keine Sehnsucht nach der Stadt, die sie kannte und die ihrem romantischen Sinn keine Gelegenheit zur stillen Hingabe an die Stimmungen des eigenen Herzens bot. Hier, in dieser ein wenig einsörmigen Umgebung, waren die beiden großen Geschwister ihres jungen Lebens an sie herangekommen: der Tod ihres vergötterten Vaters, von dem sie sich in Jahren nicht hatte erholen können, und der an trüblicheren Tagen noch heute im Hauch einer leisen Schwermut über ihrem Wesen lag; und der Ehedud mit ihrem Richard, der eines Tages, noch in seinem aktiven Dienstverhältnis, im Wandert nach Hohenluchow gekommen war, und der sechs Monate später hier als Herr und Lucies Gatte einzog.

Die junge Frau im hellen Kostüm, den weißen Dolos mit dem Reiterhut auf dem dunklen Kopf, blühte verlassen vor sich hin. Hatte sie nicht allen Grund, dem Schicksal dankbar zu sein, das es wohllich nicht mit vielen Menschen so gut wie mit ihr meinte? — Sie schalt mit sich selber, daß ein so geringfügiges Uebel, wie diese schwöcherliche Ue-

bung ihres Mannes, sie derart außer Fassung brachte. Sie wollte nicht grübeln und traurig sein! Und hob ihre dunklen, schönen Augen, die den verschleierte Glanz der Schwermütigen hatten, empor zu den Föhren, die im blauen Sonnenschein des Augustmorgens unbeweglich standen auf dem mit hellem Flechtenmoos und Heidekraut bewachsenen Lande.

Da aber tat der Weg sich auf! Freudiges Grün, Wiesen, die von Blumen bunt und von Bienen umsummt waren, schimmerten hell zwischen den roten Stämmen. Ein Luch, das aus sumptiger Laie Ötern und weiß schimmernde Birken wachsende Grün, auf dem das Schiff und das Rohr mit seinen braunen Weideln schwanke, ging weit hinaus in den blauen Horizont. — Mit tiefem Atem wandte sich Lucie nach der anderen Seite. Hundertmal war sie seitdem hier entlang gefahren und hatte fast vergessen daran! — Nun, heute, stieß alles auf sie herab! — Und so sehr sie sich auch mühte, diese Erinnerung von sich abzutun, immer deutlicher und beängstigender trat das Bild jenes Valentines vor ihre Seele, an dem sie hier auch entlang fuhr, als Siebzehnjährige, ebenfalls allein mit ihrem Kutscher auf dem kleinen englischen Jagdwagen, den ihr Vater damals eben neu gekauft hatte.

Unwillkürlich sah die junge Frau, die nur ein wenig zu markante Züge hatte, um sehr schön zu sein, den Groom von der Seite an, der den Falben, der auch im tiefen Sande nicht nachlassen wollte, jetzt ein wenig verließ, und der ganz bei der Sache war. — Und der Schein eines Lächelns zog um Frau Lucies, von einem leisen Flaum überhöhten, tiefroten Mund: Nein, der kleine Reck da, der würde ihr wahrhaftig nicht gefährlich werden!

Und hatte sie denn damals nicht selbst einen Teil der Schuld getragen? — War nicht doch so etwas, wie die ersten, dumpfen Regungen ihrer Weibseele im Spiel gewesen, wenn sie wieder und wieder mit Hans Heinrich ausfuhr, wenn sie heimlich, von der Seite, in sein brutal schönes Gesicht sah und wenn sie, freilich ganz unabsichtlich, allein durch ihre häufige, allzu große Nähe die Leidenschaft des Burschen für sich zum Sieden brachte? — Das war ein gefährliches Spiel, das sie in ihrer Naivität mit dem „jungen Römer“ — so hatte sie den Kutscher seines seltenen Profils wegen ihren Angehörigen gegenüber genannt! — gespielt hatte! — Nicht als ob sie ihm auch nur eine Sekunde eine wirklich warme Regung geschenkt hätte. Er war nicht einmal ihr Typ gewesen. Ihre eigene, dunkle, schwerblütige Schönheit suchte wohl die blonde, helle und heiterer veranlagte Männlichkeit. — Aber daneben glomm in Lucies Seele ein abenteuerlicher, romanester Funke, der seine Nahrung in der Lektüre suchte und fand und der das eine Mal, wo er ins Leben übersprang, ihr fast zum Verhängnis geworden wäre! Diesen Hans Heinrich Siebold hatte ihr Vater, der ebenfalls eine Vorliebe für schöne Menschen gehabt hatte, ohne jedes Zeugnis, nur auf die Empfehlung eines städtischen Vermittlers angestellt. Und wenn er auch hier und da ein bißchen loderiger war, mit Pferden umzugehen, das verstand er meisterhaft! Mit dem schwierigsten Gaul wurde er fertig, und wieder holte er aus den Tieren an Leistung etwas heraus, was sonst kaum jemand fertig brachte. Aber es waren Klagen über ihn. Und wenn man Lucie auch den Grund dieser Beschwerden verschwiegen hatte — heute wußte sie, warum damals ein Mädchen das Haus verließ und ein anderes sich gar das Leben hatte nehmen wollen. Dazumal ahnte sie wohl diese Gründe selber auch schon; aber ihrer halbbreiten Phantasie konnte das keinen Halt gebieten, sich den jungen Kutscher von neuem anzusehen und ihn schön und interessant zu finden.

Er selbst — sie sah ihn noch heute, wenn er wie ein Sklave mit gesenktem Kopf neben dem Jagdwagen stand und ihr auf den Sitz hinaufhals! — er selbst erhard in Demut vor seiner jungen Herrin, für die ein neuer Reiz in der tiefen Abhängigkeit lag, die dieser wilde, starke und schöne Mann vor ihr fühlte.

Manchmal sagte die Mutter, die, seit Jahren stoch und gelähmt, nur noch mit den Augen lebte, vom Rollstuhl her ein mahnendes Wort. Aber Lucie war ihrer selbst zu sicher! — Den Kappen, den sie damals fast täglich fuhr, den bewachte und liebte sie ja in derselben Weise. Das eigene Herz wenigstens, das ein Mädchen doch schon vor jeder anderen Regung verdrängt, das fand da keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier.

Und dann kam die Stunde, wo ein greller Blick, aus des Mannes, des Untergebenen verbotener Blut, über sie herflamte und fast ihr Leben verdrängte.

Ein Valentines, und sie und der „junge Römer“ in der tiefen, weltverlorenen Einsamkeit des Luches allein. Sie plauderte mit ihm, der Rappe ging im Schritt den Sandweg. — Wollte sie nicht einen Bodschießen? Ja, die Virschbüchse lag hinter ihr auf dem Wagen.

Da, plötzlich wirft der Mensch dem Pferde die Zügel über den Hals und faßt nach ihren Händen. „Zusammen sterben!“ flöhnte er, „zusammen sterben!“ Für einen Augenblick ist sie wie leblos. Dann, wie er seine Arme um sie schlingt, wie sie aus ihrem Weibsinnt heraus, der sich wehrt, ihren Arm gegen seine Brust stemmt, da kommt ihr auch die Befinnung wieder! — Sie kann ihm nicht entgehen! — Neben ihr der leuchtende, zähnelnische Mensch, der funkelnden Auges in ihr Gesicht starrt, der ist eine Bestie, die ihr an Ehre und Leben will! Für Augenblicke taufet ihr Entsetzen nach der rückwärts liegenden Waffe. Aber sie weiß gleich, daß ihre Rechte die nicht erreichen wird! — So bleibt ihr nichts übrig, als mit ein wenig Freundschaft und gehobelter Hingebung seine Kaserer hinauphalten.

„Aber Hans Heinrich!“

Sie muß nach dem Pferd sehen, das unruhig wird und die Freiheit merkt.

„Nehmen Sie mal erst rasch wieder die Zügel!“

Der Mann wuret und schüttelt sich wie im Fieber.

„Mir is egal — alles — wenn Sie mich nicht lieben!“

„Aber Hans Heinrich!“

Was alles eine Frau in ein Wort, in den einzigen Namen eines Mannes hineinlegen kann! — Heute, nach Jahren noch, muß Frau Lucie lächeln, wenn sie an die Wirkung des Schmeichelwortes denkt.

Aber der Rappe hing schon zu tanzen an, der leichte Wagen flog in den Federn, und nicht selbundenlang später hätte der Kutscher sich vorwerfend die Zügel fassen dürfen!

Nun hielt er das unwillig wieder herbe Pferd, fast adlos, stramm in der Linken. In seiner Rechten lagen ihre Hände, die sie ihm ließ; und schaudern föhlte sie das Loben seines Blutes, wo er sich eng an sie drückte. — Wer sie beide gesehen hätte, so Seite an Seite geschmiegt, hätte ein Liebespaar vor sich zu haben geglaubt.

Als sie dann auf den Hof fuhren und er wieder stramm und untadelig an ihrer Seite saß, da merkte sie wohl, daß er ihre List durchschaute; aber er schien nicht so sehr Furcht vor den Folgen seines unsinnigen Tuns zu empfinden, als Schmerz und Reue, daß er ihr wehgetan und sie geungstigt hatte.

In dem Mädchen war jeder Schein von Zuneigung, von Freundschaft erloschen. Seine bittenden Blicke rührten sie nicht, sie föhlte nur, daß ein Mensch, wenn auch nur für Sekunden, Gewalt über sie gehabt, der nicht das Recht hatte, zu ihr aufzublicken! — So küerte sie ihm und würde ihn sofort beim Vater verklagt haben, wenn sie nicht dessen wilden Zögern gekannt hätte. — Geben Sie zum Inspektor Kulis und bitten Sie um Ihre Entlassung!“

Das war alles, was sie zu ihm sagte, als sie, Hans Heinrichs Hilfe verschmähend, vom Wagen sprang. Er trat ein von ihrer Mutter brach sie in Tränen aus. Aber die Mutter machte ihr Vorwürfe. Alle Menschen sind gleich, wenn Liebe und Leidenschaft sich ihrer bemächtigen. Was kann der Arme dafür, daß er arm ist, und der Ungebildete, daß ihm die Formen der guten Gesellschaft fehlen? Gewiß, man muß den Kutscher entlassen; aber ihm seine Schuld nachzutragen, wo Lucie selbst nicht schuldlos wäre, das sei unbillig.

Als er dann fort war, hatte das Fräulein so etwas wie Reue empfunden. Die junge Frau freilich, die jetzt nachdenklich den Luchweg entlang fuhr, auf dem eine Anzahl von stahlblauen Perlmutterfaltern über den Hinferrbüschen spielte — die junge Frau deutete jenes Empfinden von damals anders. Sie konnte heute auch dem schönen Kutscher nicht mehr so küeren, wie sie es als Mädchen getan hatte. Sie verstand ihr Mädchenherz heute besser und hatte eingesehen, wie recht die Mutter hatte mit ihrem Worten: Liebe und Leidenschaft sind gleich in allen Menschen.

Aber nun schauerte sie mit einer Bewegung ihres dunklen Kopfes diese Gedanken doch fort. Dann griff sie nach den Zügeln und sagte:

„Ich werde jetzt fahren.“

Der Groom reichte ihr auch die Zügel.

Der Weg wurde hier fester. Ein Jungenschlag, ein leichter Peitschknall, und der Tilbury flog dahin, in den sonnigen Tag. . . .

Zehn Minuten später waren sie in Schildow, einem Nachbarort.

Vor dem Krug hielt eben ein Händler mit einer Koppel Pferde.

Frau Lucie hielt an. Sie kannte den Mann, von dem ihr Gatte schon mehrfach gekauft hatte.

Der Händler war auch gleich beim Wagen und begrüßte die junge Frau mit einer devoten Verbeugung.

Sie lächelte. „Haben Sie denn etwas für uns dabei, Herr Dahlmann?“

„Aber ja, gnädigste Frau Baronin, gewiß! Da, der Fuchs — ein Kappespeder durch und durch! Der Herr Rittmeister von Ufedom, der bei den Garde-Regimenten, der hat ihn gehabt — aber das Pferd ist ein bißchen nervös gewesen, vor der Truppe. — Unter uns gesagt, gnädigste Frau Baronin, der Herr Rittmeister verlangt zu viel. Ein Pferd ist doch keine Maschine, nicht wahr? Nein, den müßte der gnädigste Herr Baron reiten. Für den Herrn Baron.“

Lucie von Salander hörte nicht weiter. Ihr Auge hing wie gebannt an dem großen, schlanken Menschen, der, den Futterack in der Rechten und einen Wasserseimer in der Linken tragend, eben aus der Toreinfahrt des Dorfwirtschaftshaus trat. . . .

„Hans Heinrich Siebold!“ Klang es in ihrem Innern. Sie wandte ihr Auge rasch von ihm ab; aber sie bemerkte an seinem Zusammenfahren, auf seinem schönen Gesicht, das auf einmal dunkelrot wurde, wohl, wie auch er sie erkannt hatte. . . .

Noch sah sie, wie seine Hand zögernd an die schwarze Samtkappe griff. Dann wandte sie sich wieder an den Händler und sagte lächelnd:

„Mein Mann ist jetzt nicht hier, Herr Dahlmann. Sie können ja später mal bei uns vorkommen.“ — Und gab dem Falben einen Peitschenschuß, daß das gute Pferd mit einem Ruck in die Zügel ging. Der Koppelreiter stand noch immer in der Toreinfahrt.

Er hatte Futter und Eimer zur Erde gesetzt, die Milche vom Kopf genommen, wie geistesabwesend mit dem Handrücken über die Stirn gewischt, als wollte er hervorperleenden Schweiß entfernen. Dann starrte er mit seinen schwarzen Augen dem lichten Frauenbilde auf dem Tilbury nach, das schon im gleichenden Sonnenlicht verflamte und dann bei der Wegbiegung der Dorfstraße hinter der alten Kirche verschwand.

Der Weg wurde hier fester. Ein Jungenschlag, ein leichter Peitschknall, und der Tilbury flog dahin, in den sonnigen Tag. . . .

Zehn Minuten später waren sie in Schildow, einem Nachbarort.

Vor dem Krug hielt eben ein Händler mit einer Koppel Pferde.

Frau Lucie hielt an. Sie kannte den Mann, von dem ihr Gatte schon mehrfach gekauft hatte.

Der Händler war auch gleich beim Wagen und begrüßte die junge Frau mit einer devoten Verbeugung.

Sie lächelte. „Haben Sie denn etwas für uns dabei, Herr Dahlmann?“

„Aber ja, gnädigste Frau Baronin, gewiß! Da, der Fuchs — ein Kappespeder durch und durch! Der Herr Rittmeister von Ufedom, der bei den Garde-Regimenten, der hat ihn gehabt — aber das Pferd ist ein bißchen nervös gewesen, vor der Truppe. — Unter uns gesagt, gnädigste Frau Baronin, der Herr Rittmeister verlangt zu viel. Ein Pferd ist doch keine Maschine, nicht wahr? Nein, den müßte der gnädigste Herr Baron reiten. Für den Herrn Baron.“

Lucie von Salander hörte nicht weiter. Ihr Auge hing wie gebannt an dem großen, schlanken Menschen, der, den Futterack in der Rechten und einen Wasserseimer in der Linken tragend, eben aus der Toreinfahrt des Dorfwirtschaftshaus trat. . . .

„Hans Heinrich Siebold!“ Klang es in ihrem Innern. Sie wandte ihr Auge rasch von ihm ab; aber sie bemerkte an seinem Zusammenfahren, auf seinem schönen Gesicht, das auf einmal dunkelrot wurde, wohl, wie auch er sie erkannt hatte. . . .

Noch sah sie, wie seine Hand zögernd an die schwarze Samtkappe griff. Dann wandte sie sich wieder an den Händler und sagte lächelnd:

„Mein Mann ist jetzt nicht hier, Herr Dahlmann. Sie können ja später mal bei uns vorkommen.“ — Und gab dem Falben einen Peitschenschuß, daß das gute Pferd mit einem Ruck in die Zügel ging. Der Koppelreiter stand noch immer in der Toreinfahrt.

Er hatte Futter und Eimer zur Erde gesetzt, die Milche vom Kopf genommen, wie geistesabwesend mit dem Handrücken über die Stirn gewischt, als wollte er hervorperleenden Schweiß entfernen. Dann starrte er mit seinen schwarzen Augen dem lichten Frauenbilde auf dem Tilbury nach, das schon im gleichenden Sonnenlicht verflamte und dann bei der Wegbiegung der Dorfstraße hinter der alten Kirche verschwand.

Und ob auch Blätter fallen?

Stiche von Karl Gausel.

Draußen ist Herbst.

Durch die lichten Baumkronen fährt rasch der Wind und zaunt an den letzten goldbraunen und rötlich schimmernden Blättern, trägt die mild taumelnden wirbelnd davon, um sie nach kurzer Reise achlos fallen zu lassen.

Die Vorübergehenden achten ihrer nicht. Vielleicht ist ihnen gerade recht, daß ihr Fuß so weich, so federnd darüber fort geht wie über einen Teppich.

Stille: bald kommt der Tag, wo die Luft weich ist von weichen, willenden Floden, dann küllt euch alle ein barmherzig weiches Tuch, und die Erde fordert euch wieder.

In der vornehmen Bücherei da draußen, wo der Lärm der Großstadt nur noch in distrikt gedämpften Tönen verbräut, sieht im Erker eines stillen, einsamen Fraun. Nicht jung mehr; vierzig Jahre, auch mehr können an ihr vorübergegangen sein — sind in Wahrheit an ihr vorübergegangen. Denn sie hatten keine Gewalt über sie.

Sie hat verstanden, vom Leben zu lernen, das Leben zu leben, nicht das willkürliche, von außen herantretende Leben, sondern jenes, das reich und unerschöpfbar aus dem ureigensten Innern quillt und Gleichmaß und Sicherheit, Schönheit und Ruhe ins Dasein trägt.

Freilich, ihr volles, reiches Haar ist schneeweiß geworden vor den Jahren, aber elastisch und biegsam wie der selten gebildete Geist blieb der Körper, und aus dem stillen, weichen Gesicht blühen die Augen voll Güte und abgeklärtem Frieden.

Ir welchen Fällen, jeder der abgeordneten Bewegungen sich anschmiegend, fällt das vornehme, dunkle Gewand von ihren Schultern, und wer ins Zimmer treten würde, müßte sagen: „Dorther gehört diese Frau, sie ist das für diesen Rahmen geborene Bild!“

Was, alles ist vom Hauch ihrer Persönlichkeit umwohen, nichts ist aufdringlich, nichts überflüssig, über allem liegt der stille Zauber hingegossen, der von Maria Wendthausen ausgeht.

Draußen aber ist Herbst.

Ein kleines Flackerfeuer glockt im Kamin. Die dunklen Rosen des weichen Teppichs leuchten unter den spielenden Feuerlichtern auf wie Rubin.

Die stille Frau sitzt im Erker und schaut hinaus ins Spiel der Blätter. Leicht fallen sich die schmalen, weichen Hände um das hochgezogene Knie; in dem weichen Haar spielt schimmern ein letzter trender Sonnenfunken.

Und Frau Maria fann.

Hinter der friedlichen Stirn sammeln sich die Gedanken und gehen zurück all die Zeit, all die Jahre, wo Frühling war; Frühling da draußen, Frühling im Herzen.

Das ist lange her, und das Leben hat ihr viel gezeigt seit jenen Tagen. Doch die Erinnerung ist bei ihr geblieben, hat in trüben Stunden lichte Sonnen in ihr Leben getragen und hat sie das werden lassen, was sie ist jetzt lebendes, das Leben bei seinen Wurzeln erkennendes Weib.

Und das dankte sie ihm.

„Hm, den sie einst lassen mußte, ihm, der von ihr ging, ein Suchender, Ringender, ein Werbender, und der doch schon damals ein ganzer Mensch war.“

Seit jenen Tagen ist vieles in ihr Leben getreten, sie hat geheiratet, ein Kind wurde ihr geboren, es starb, ihrem Manne war sie ein treues Weib, und als sie ihm die Augen zubrückte, hat ihr Herz geschludert in bitterem Weh.

Aber ihr Herz blieb stark, ihr Herz blieb reich, ihr Herz war nicht einsam, als ihr Leben einsam wurde.

Denn ihr Herz bewahrt als stilles Gut die Erinnerung an das Einste und die Kraft der Liebe.

An das alles mußte sie heute denken mit freudigstem Herzen, denn vor ihr auf der Fensterbank lag ein Brief, ein Brief vor ihm. Und die bebenden Hände griffen ihn immer wieder und glätteten das steife, schwere Papier mit liebenden Bewegungen.

Und las ihn immer und immer wieder.

Berehrte gnädigste Frau!

Es ist ein selbstam wunderbares Gefühl, wenn uns aus alten Tagen das Leben ruft. Mich hat es gerufen.

Zum ersten Male seit zwanzig Jahren betrat ich wieder diese Stadt, und mächtig wurde in mir die Vergangenheit lebendig, so mächtig, daß ich des Herzens innigen Wunsch, Sie begrüßen zu dürfen, nicht mehr zurückdrängen konnte.

Uns beide hat das Leben weit auseinander geführt, an seiner Hand sind wir verschiedene Wege gewandert, aber, wenn wir nichts Gemeinsames haben durften, die Jugend, den Frühling, die hatten wir gemeinsam, und ich — ich habe das nicht vergessen können.

Ihr Dasein — ich habe es hier erst erfahren — ist inzwischen so einsam — ich sage nicht „leer“ — geworden, wie es das meine immer geblieben ist, und das ist das Neue, das wir gemeinsam haben.

Und gerade das Neue gibt mir den Mut zu der Bitte:

Erlauben Sie der Jugend, daß sie noch einmal Einleht hält bei Ihnen, und wenn sie Ihnen den alten Gespielen, den Jugendfreunden mit zu Gaste bringt, so lassen Sie es gelten.

In ehrfurchtsvoller Ergebenheit küßt Ihnen, gnädigste Frau, die Hand Ihr

Viktor Reiffen.

Da war ein sonderbares Blüten und Weben in das Herz der einsamen Frau eingezogen, und sie hatte dem einsigen Freunde ihre Karte geschickt, und nichts hatte darauf geschanden als das stille, seltsame Wort: „Die Jugend ist herzlich willkommen.“ Dann nur noch die Zeitangabe.

Und jetzt sah sie und wartete und wollte es sich nicht eingestehen, daß das alte Herz so jugendlich, so mädchenhaft klopfte und sang.

Denn es war ja Herbst.

Doch er, er sollte jetzt kommen. . . . Und er kam.

Im stillen, blauen Erkerfalon saßen die beiden Menschen sich gegenüber.

Die erste Befangenheit war gewichen, verflohen musterte Frau Maria den Jugendfreund.

Auch er war mit der Zeit gegangen. Das leicht ergraute Haar aber wollte sich noch über der Stirn. Der Bart stand gut zu dem scharf markierten, durchgeistigten Gesicht.

Die einfache Bornehmtheit des An-

zuges, die peinlich gepflegte Hand, alles, alles nahm sie aufs neue gefangen.

Und die Augen, diese Augen. . . . Die waren so ernst und dennoch so gültig. Es durchschauerte sie.

Er aber stand hinter seinem Stuhl und hatte die ringförmigen Hände auf dessen Lehne gelegt.

Schlant, schön hoben sich die weichen Finger von dem dunklen Holze ab.

So betrachtete er sie stumm.

Und als er jetzt sprach, da klang durch seine Stimme der weiche, fette Timbre, der seinen Worten erst das Zwingende, Hinreißende gab.

„Maria, warum sollen wir lügen? Was soll zwischen zwei Menschen, wie wir es sind, die feste Kunde nieng? Ich bin hergetommen zu dir, mit dem Bilde der Jugend im Herzen, ich dachte mich selbst noch als Jüngling, als Stürmer und Dränger, und das war töricht, das war Lüge. Frommer Selbstbetrug.“

Er machte eine Pause, innig ruhten seine Augen auf ihr.

Sie aber hielt das Haupt gesenkt und küßte: wie machtlos war doch ihr Herz diesem Range gegenüber.

Er aber sprach weiter:

„Selbsttäuschung war es. Die Jugend ist dahin, die gehört der Vergangenheit, und keine Macht der Welt ruft sie uns zurück. Das föhlte ich, als ich dich sah, aber gleichzeitig das Köstliche, das Wunderbare, die Gegenwart. Und darüber bin ich froh. Denn aus Lüge wird Lüge, und vortäuschte Jugend ist ein tägliches Ding, das bald stirbt.“

So aber stehen wir hier als zwei reife denkende Menschen, jeder mit seinem Leben belastet, jeder von seinem Leben befreit. Zwei Menschen, die im Daseinskampf vorichtig geworden sind und nicht mehr einander versprechen, als sie auch halten können.

Und auch das macht mich froh, denn nun weiß ich, daß ich dir geben kann, so reich, so viel, daß dein Leben daran Genüge finden wird, daß dein Herz mitströmen wird den lautereren Quell gereifter, fruchttragender Liebe.

Und ich will die Liebe in dein Leben tragen, Maria, wenn du mich dazu annehmen willst; nicht stürmisch, nicht jubelnd, wie einst in jungen Jahren, nein, mit dem reifen Versehen, dem tiefstgriffenen Erkennen, das unserm Alter die innerliche große Lebensgemeinschaft gibt.“

Da aber schüttelte sie wehmütig das Haupt und deutete mit der erhobenen Hand hinaus in den Herbstabend.

„Viktor, es will Winter werden!“

Hell leuchteten seine Augen auf. Die breite Brust hob sich unter der Flut der Empfindungen, und durch die Stimme zitterte ein tiefer, warmer Klang reinen Glückseligkeits.

„Und ob auch Blätter fallen, Maria, auch im Winter verlangt das Herz Licht und Wärme, Sonne und Glück, und ich meine, wir beiden können einander davon geben ein reiches, überfließendes Maß.“

Da reichte sie ihm die Hände, aus ihren Augen strahlte ein tiefes Vertrauen, und sich niederbeugend küßte er mit andachtsvollen Lippen ihre Stirn dicht unter dem weichen Haar.

Eng umschlungen standen sie noch lange im Erker und schauten sinnend hinaus in das Herbstbrausen.

In ihren Herzen aber war ein Frühling, der von friedvollen Winterträumen träumte, von gesüßigten, stillfühligen Glück.

Im Kamin glockten knisternd die Buchenscheite.

— Waidmanns Heil. Sie: „Nun, Männchen, hast Du etwas getroffen auf der Jagd?“

Er: „Freilich!“

Sie: „Ist es in der Röhre?“

Er: „Nein, im — Krankenhaus!“

— Uner bittlich. „Ihr Alter, gnädigste Fräulein?“

„Zwanzig Jahre vorbei, Herr Richter!“

„Ihr Alter genau?“

„Zwischen zwanzig und dreißig.“

„Aber bitte, sagen Sie uns gültig, wann Sie dreißig erreichen!“

„Morgen.“

— Bei den Zeiten. Clerk: „Ach, Herr Müller, ich möchte Sie freundlichst um 30 Dollars Vorschuß bitten.“

„Chef: „Ranu, warum denn das?“

Clerk: „Ich bin in Geldverlegenheit; meine Frau hat mir nämlich Drillinge geschenkt.“

„Chef: „Wie kann sich denn Ihre Frau auch so kostspielige Geschenke erlauben!“

— Schneidig. K.: „Was machen Sie, als der Gaul Sie abgeworfes hatte?“

Sonntagkreiter: „Ich ignorierte das Vieh.“